

(Nachdruck verboten.)

28] **Toma Gordjewa.**

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Branner

„Wie er ist!“ sagte Toma, indem er mit dem Kopf auf den hinaustretenden Paten wies.

„Wie denn?“

„Er hat für alles einen Wiederhall, er will alles mit seinem Wort bedecken.“

„Ja—a . . . er ist klug. Er versteht aber nicht, wie schwer es mir ist zu leben,“ sagte Ljuba traurig.

„Auch ich verstehe es nicht . . . Du denkst Dir viel aus.“

„Was denke ich mir aus?“ schrie das Ljuba gereizt auf.

„Ja, das alles sind ja nicht Deine eignen Gedanken, sondern fremde.“

„Fremde . . . fremde . . .“

Sie wollte etwas Schärferes sagen, brach aber ab und schwieg. Toma blickte sie an, und nachdem er Medinskaja mit ihr verglichen hatte, dachte er traurig:

„Wie verschieden alles ist . . . die Menschen, die Frauen . . . und man empfindet immer verschieden.“

Sie saßen sich beide gegenüber, waren beide nachdenklich und blickten sich nicht an.

Es dämmerte auf der Straße, im Zimmer war es schon ganz dunkel. Der Wind schaukelte die Linden und ihre Äste trugten an der Mauer des Hauses, als sei ihnen kalt und als bäten sie um Einlaß.

„Ljuba!“ sagte Toma leise.

Sie hob den Kopf und blickte ihn an.

„Weißt Du, ich habe mit der Medinskaja einen Streit gehabt.“

„Weshwegen?“ fragte Ljuba lebhaft.

„Es ist so gekommen, daß sie mich gekränkt hat.“

„Nun, es ist gut, daß Du einen Streit mit ihr gehabt hast,“ sagte das Mädchen beifällig, „sonst hätte sie Dir den Kopf verdreht . . . sie ist schlecht, sie ist eine Sklette, sie ist etwas noch Schlimmeres . . . ach, was für Sachen ich über sie weiß!“

„Sie ist gar nicht schlecht,“ sagte Toma düster. „Und Du weißt auch nichts . . . Ihr lügt alle!“

„Da muß ich aber bitten!“

„Nein, weißt Du, Ljuba,“ sagte Toma leise, „sprich mir nicht schlecht von ihr, es ist nicht nötig. Ich weiß alles . . . bei Gott! Sie hat mir's selbst gesagt.“

„Sie selbst?!“ rief Ljuba erstaunt aus. „Sie ist aber seltsam! Was hat sie denn gesagt?“

„Daß sie schuldig ist . . .“ sprach Toma mit Anstrengung und lächelte schief.

„Nur das?“ und in der Frage des Mädchens Klang Enttäuschung; Toma hörte das heraus und fragte mit einer Hoffnung:

„Ist denn das wenig?“

„Nun, und was wird jetzt?“

„Auch ich denke darüber nach.“

„Liebst Du sie . . . sehr?“

Toma schwieg eine Weile, blickte durch's Fenster und antwortete verwirrt:

„Ich weiß nicht. Es scheint mir aber . . . jetzt mehr als früher.“

„Bis zu dem Streit?“

„Ja . . .“

„Ich wundere mich, wie man so eine lieben kann,“ sagte das Mädchen achselzuckend.

„So eine? Und ob man es kann!“ rief Toma aus.

„Ich versteh' das nicht. Nein, Du liebst sie nur darum, weil Du keine besseren gesehen hast.“

„Ja, ich habe keine besseren gesehen!“ gab Toma zu und sagte nach einer Weile unchlüssig:

„Es giebt vielleicht auch keine besseren.“

„Bei uns . . .“ bemerkte Ljuba.

„Ich habe sie sehr nötig! Denn siehst Du, ich schäme mich vor ihr.“

„Warum denn?“

„So im allgemeinen . . . Ich fürchte sie . . . das heißt, ich will nicht, daß sie von mir schlecht denkt, wie von den

andern. Manchmal ist mir so elend! Es fällt mir ein — soll ich nicht lustig leben, daß mir alle Andern klagen? Und dann denke ich an sie und kann mich nicht entschließen. Und so ist es mit allem, ich denke an sie: wie, wenn sie's erfährt? Und ich wage es nicht zu thun.“

„Ja—a,“ sagte das Mädchen summend, „Du liebst sie also . . . Wenn ich lieben würde, würde ich auch daran denken, was er sagen würde.“

„Und alles an ihr ist so besonders,“ erzählte Toma leise. „Sie spricht auf ihre Art, und wie schön sie ist, o Gott! Und so klein ist sie, wie ein Kind.“

„Was ist denn zwischen Euch vorgefallen?“ fragte Ljuba. Toma rückte mit dem Sessel an sie heran, neigte sich vor und begann mit gesenkter Stimme zu erzählen. Er sprach, und in dem Maße, als die Worte, die er der Medinskaja gesagt hatte, in seinem Gedächtnisse auftauchten, erstanden in ihm auch die Gefühle, durch welche diese Worte hervorgerufen worden waren.

„Und ich sagte zu ihr — ach Du! Du hast mit mir gespielt, und warum?“ begann er zornig und vorwurfsvoll. Und Ljuba, die vor Neugier ganz rot war, nickte beifällig mit dem Kopf und spornte ihn an:

„So! Das war gut! Nun, und sie?“

„Sie schwieg!“ sagte Toma gequält und zuckte die Achseln. „Das heißt, sie hat viel gesprochen . . . verschiedenes . . . aber was war darin?“

Er ließ die Hand sinken und schwieg. Ljuba spielte mit ihrem Kopf und schwieg auch. Der Samowar war schon erloschen. Und die Dunkelheit im Zimmer verdichtete sich immer mehr, etwas Trübes sah durch die Fenster herein, und die Äste der Linden wiegten sich nachdenklich.

„Du solltest Dicht machen . . .“ schlug Toma vor.

„Wie unglücklich wir sind, Du und ich,“ sagte Ljuba seufzend.

Das mißfiel Toma.

„Ich bin nicht unglücklich,“ entgegnete er mit fester Stimme. „Ich habe mich einfach noch nicht daran gewöhnt, zu leben.“

„Ein Mensch, der nicht weiß, was er morgen thun wird, ist unglücklich!“ sagte Ljuba traurig. „Ich weiß es nicht, auch Du . . . Und wohin sollen wir gehen? Und man muß doch irgendwohin gehen. Warum ist mein Herz nie ruhig . . . immer zittert darin irgend ein Wunsch.“

„Das ist auch bei mir so“, sagte Toma. „Ich habe angefangen zu denken . . . woran aber? Das kann ich mir nicht erklären, und auch mir ist es bange ums Herz. Ach! . . . Ich muß jetzt aber in den Klub.“

„Geh nicht!“ bat Ljuba.

„Ich muß, mich erwartet dort jemand. Ich gehe. Leb wohl!“ „Auf Wiedersehen!“ Sie streckte ihm die Hand hin und blickte ihm traurig in die Augen.

„Gehst Du schlafen?“ fragte Toma und drückte ihr kräftig die Hand.

„Ich werde ein wenig lesen.“

„Es drängt Dich dazu, wie den Trinker zum Schnaps,“ sagte Toma bebauernd.

„Was giebt es denn Besseres?“

Als er über die Straße ging, blickte er auf die Fenster des Hauses und sah in einem davon Ljubas Gesicht. Es war ebenso undenklich wie alles, was das Mädchen ihm sagte, wie ihre Wünsche. Toma nickte ihr zu und dachte mit dem Gefühl der Ueberlegenheit:

„Auch sie hat sich verirrt . . . wie jene.“

Bei dieser Erinnerung schüttelte er den Kopf, als wollte er den Gedanken an Medinskaja verschleichen, und beschleunigte seine Schritte.

Die Nacht sank herab, und es war kühl. Ein kalter, erfrischender Wind stürmte durch die Straßen, jagte den Mist über die Trottoirs und wehte den Vorübergehenden den Staub ins Gesicht. Es war finster, und unbekannte Menschen schritten eilig durch das Dunkel. Toma verzog das Gesicht vor dem Staub, kniff die Augen zu und dachte:

„Wenn ich jetzt einer Frau begegne, bedeutet das, daß Sofja Pawlowna mich freundlich, wie früher, empfangen wird. . . Ich gehe dann morgen zu ihr. Ist es aber ein Mann, gehe ich morgen nicht hin, ich warte noch.“

Ein Hund kam ihm entgegen, und das reizte ihn so, daß er Lust bekam, mit dem Stock nach dem Tier zu schlagen.

Im Büffetraum des Klubs begegnete ihm der lustige Uchtischschew. Er stand an der Thür und unterhielt sich mit einem dicken bärtigen Mann; als er aber Gorbjejew erblickte, ging er ihm lächelnd entgegen und sagte:

„Guten Tag, bescheidener Millionär!“

Foma hatte ihn wegen seiner guten Laune gern, und er freute sich stets, wenn er ihn sah. Foma drückte Uchtischschew gutmütig und fest die Hand und fragte ihn:

„Woher wissen Sie denn, daß ich bescheiden bin?“

„Er fragt noch! Ein Mensch, der wie ein Einsiedler lebt, weder trinkt, noch spielt, noch die Frauen liebt . . . ach ja! Wissen Sie schon, Foma Ignatjewitsch? Unfre unergleichliche Patronesse verreis morgen für den ganzen Sommer ins Ausland.“

„Sofja Pawlowna?“ fragte Foma leise.

„Nun ja! Die Sonne meines Lebens, vielleicht auch des Ihrigen, geht unter . . .“

Uchtischschew machte eine komische, hinterlistige Grimasse und blickte Foma ins Gesicht.

Dieser stand vor ihm und fühlte, wie der Kopf ihm auf die Brust sank, ohne daß er es hindern konnte.

„Ja, die strahlende Aurora.“

„Medinskaja verreis?“ ertönte eine fette Bassstimme. „Das ist gut! Das freut mich.“

„Erlauben Sie — weshalb?“ rief Uchtischschew aus.

Foma lächelte etwas dumm und blickte den bärtigen Mann, Uchtischschews Bekannten, verwirrt an. Dieser glättete sich bedeutsam den Schnurrbart, und auf Foma flossen die schweren, fetten, ekelhaften Wörte herab:

„Wissen Sie deshalb, weil es dann eine Kofotte weniger in der Stadt giebt.“

„Pui, Martin Nikititsch!“ rügte Uchtischschew mit gerunzelten Brauen.

„Woher wissen Sie, daß sie eine Kofotte ist?“ fragte Foma düster, indem er dem bärtigen Herrn näher rückte.

Dieser warf ihm einen geringschätzigen Blick zu, wandte sich ab und sagte gedehnt, indem er ein Bein hin und her bewegte:

„Ich habe nicht Kofotte gesagt.“

„Martin Nikititsch, man darf nicht so von einer Frau sprechen, welche . . .“ begann Uchtischschew mit überzeugender Stimme, doch Foma unterbrach ihn:

„Erlauben Sie! Ich möchte den Herrn fragen, was . . . was für ein Wort er gesagt hat?“

Nachdem Foma das bestimmt und ruhig gesagt hatte, steckte er die Hände tief in die Hosentaschen und preßte die Brust heraus, was seiner ganzen Gestalt ein unzweifelhaft herausforderndes Aussehen verlieh. Der bärtige Herr musterte ihn wieder und lächelte spöttisch.

„Meine Herren!“ rief Uchtischschew leise aus.

„Ich habe Ko—tote gesagt.“ antwortete der bärtige Herr und bewegte die Lippen so, als genieße er jedes Wort. „Und wenn Sie das nicht verstehen, kann ich es näher erklären.“

„Ja,“ sagte Foma tief aufatmend und wandte kein Auge von ihm, „erklären Sie das!“

Uchtischschew schlug die Hände zusammen und schlich zur Seite.

„Eine Kofotte ist, wenn Sie es wissen wollen, eine käufliche Frau.“ sagte der Bärtige halblaut, indem er sein großes, dickes Gesicht Foma näherte.

Foma heulte leise auf, und ehe noch der bärtige Herr zurücktaumeln konnte, fuhr er ihm mit der rechten Hand in das krause, graumelierte Haar. Mit einer krampfhaften Handbewegung begann er seinen Kopf und den großen, schweren Körper zu schütteln, während er die linke Hand erhoben hielt und im Takte der Züchtigung mit dumpfer Stimme sprach:

„Schimpfe nicht . . . hinter dem Rücken . . . schimpfe . . . gerade ins Gesicht . . . ins Gesicht . . . gerade ins Gesicht.“

Er empfand eine bremende Befriedigung, als er sah, wie komisch die dicken Hände in der Luft baumelten und wie die Füße des Mannes, den er schüttelte, unter ihm einknickten und über den Fußboden scharrten. Die goldene Uhr war ihm aus der Tasche geglitten und rollte an der Kette pendelnd auf dem runden Bauch herum. Durch seine Kraft und durch die Erniedrigung dieses angesehenen Mannes berauscht, vom brausenden Gefühl der Schadenfreude erfüllt, vom Glüd der Rache erzitternd, schleppte ihn Foma auf dem Fußboden herum und brüllte dumpf und boshaft in wilder Freude. Er

durchlebte in diesen Minuten ein überwältigendes Gefühl — das Gefühl der Befreiung von einer langweiligen Schwere, die seine Brust schon lange durch ihre Bangigkeit und Krankhaftigkeit beengt hatte. Er fühlte, daß man ihn von vorwärts um den Leib und an den Schultern faßte, daß man seinen Arm packte und ihn fast brach, daß ihm jemand die Zähne zusammenpreßte, doch er sah nichts und folgte mit blutunterlaufenen Augen der dunkeln, schweren Masse, die sich stöhnend unter seiner Hand wand. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Geschichte, die zu erzählen mich mein Gewissen drängt, hat sich, wie ich vermute, in Montenegro begeben; andre behaupten, wo anders, indessen es kommt nicht auf die geographische Lage an. Die Hauptsache ist, daß sie wahr ist, und wahr ist sie, das schwöre ich bei dem Haupte der Herren v. Tirpiz, Müller-Gulda und Barth.

Also Wladila Petrowitsch Tjelosch, von dessen Schicksalen ich berichten will, war ein ganz ausgezeichnete Vertreter der Menschheit. Er war klug und unterrichtet, weise und gerecht, von seltener Herzengüte und strenger Redlichkeit. Nur hatte er eine Eigentümlichkeit, die bei manchen Leuten Anstoß erregte: er war nämlich ein — *S a m m e l d i e b*. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache anders. Wladila Petrowitsch Tjelosch besaß neben seinen übrigen Vorzügen auch den der Sparsamkeit. Er hatte sich ein ganzes nationalökonomisches System auf Grund dieser Tugend zurechtgezimmert. Man muß sich nach der Dede strecken, pflegte er zu sagen; man dürfe nicht große, unnötige Ausgaben machen. Darum verjagte er sich die Ausschweifung, Hämnel zu kaufen. Weil aber nun einmal Hämnel zum Lebensunterhalt notwendig sind, eignete er sich die Tiere, nach denen er Bedarf hatte, mit List und Entschlossenheit an. Das nannten dann urteilslose und ungebildete Leute, die keine Fachkenntnis von der feinen Mechanik dieses Ressorts menschlicher Betätigung hatten, in beleidigender Roheit: Hammeldiebstahl.

Besonders war diese Roheit in der Auslegung edler Handlungen den Leuten eigen, denen die Hämnel verschwanden und die mit ihrem eigenen Besitz die hervorragenden Tugenden von Wladila Petrowitsch Tjelosch bezahlen mußten. Und als nun dem nächsten Nachbarn und guten Freund unfres Helden wieder einmal ein Hämnel abhanden gekommen war, ging er zum Staatsanwalt und erhob bitterliche Klage. Der Staatsanwalt schlug das Strafgesetzbuch auf und erklärte nach einigem Nachdenken: „Ich finde, daß der Hammeldiebstahl gegen die Gesetze verstößt, er ist außerdem unanständig, schädigt die redlichen Leute und untergräbt Treu und Glauben. Ich verspreche Euch, daß wir den Dieb hart bestrafen werden.“

Der Nachbar schied getröstet. Doch der Dieb war zunächst nicht zu ermitteln. Da eines Tages kam ein Unbekannter zum Staatsanwalt und händigte ihm ein Hammelfell ein, in dem mit roter Farbe der Name des Besitzers, eben jenes Nachbarn, aufgemalt war. „Und woher nimmst Du das Fell, mein Sohn“, fragte der Staatsanwalt. „O Herr“, erwiderte der Unbekannte, „ich nahm es aus dem Hause des Wladila Petrowitsch Tjelosch. Es reizte meinen Zorn, daß dieser Petrowitsch so bieder-männlich sich spreizt und bestiehlt doch seine besten Freunde.“

Da erhob der Staatsanwalt Anklage gegen Wladila Petrowitsch Tjelosch und beschuldigte ihn des Hammeldiebstahls, der unwiderleglich bewiesen sei durch das Fell.

Eine große Erregung brach im ganzen Lande aus, als die Kunde nachbar wurde. Alles fiel über den unglücklichen Wladila Petrowitsch Tjelosch her. Er, wer das Gedächtnis hätte! Und so unvorsichtig zu sein, das Hammelfell mit dem Zeichen liegen zu lassen! Erzürnt waren vornehmlich auch die, denen er selbst, sich brüsten, von der schlauen Entwendung erzählt, und die sogar mit ihm am selben Tische den gestohlenen Hämnel verzehrt hatten. Jetzt in der Not verließen sie ihn alle und drohten, gegen den Hammeldieb vor Gericht zu zeugen, der dermaßen seine besten Freunde betrüge.

Petrowitsch aber gab die Hoffnung nicht auf. Er ging der Reihe nach zu den drohenden Zeugen und entwidelte ihnen seine Anschauungen.

Zum ersten sagte er: „Freundchen, ich weiß noch mehr Leute, die Hämnel stehlen — wenn ich reden wollte!“

Dem zweiten erklärte er: „Mein Lieber, Du hast mit mir von dem Hämnel gegessen, Du bist also mitschuldig.“

Gegen den dritten äußerte er: „Es schädigt den Ruf des ganzen Landes, wenn ein so angesehenes Bürger wie ich als Hammeldieb entlarvt wird. Ich nehme an, daß Du ein Patriot bist und die Ehre des Vaterlandes wahrst.“

Dem vierten machte er hochpolitische Andeutungen: „Das ist eine heimtückische Intrigue gegen mich. Man will unsere Partei treffen, uns bei dem Fürsten anschwärzen. Mein Sturz soll unsere Feinde an die Herrschaft bringen.“

Zum fünften sagte er: „Was hilft's schon, wenn ich eingesperrt werde. Dann tritt ein anderer an meine Stelle, der noch mehr Hämnel stiehlt.“

Den sechsten fragte er: „Weißt Du nicht, wer der Schurke ist, der mir das Hammelfell gestohlen und dem Staatsanwalt gebracht hat?“

Kleines Feuilleton.

Als die Jengen solches vernahmen, gingen sie in sich und erkannten, daß niemand unschuldiger sei als ihr teurer Wladika Petrowitsch Hjelosch und niemand verrückter als der Dieb des Hammelfells und der Fehler, der Staatsanwalt. Und sie thaten sich zusammen und tuschelten miteinander und berieten, was sie vor Gericht aussagen sollten.

Der Tag der Gerichtsverhandlung kam heran. Ganz Montenegro war in dem Saal versammelt.

Mit edlem Anstand erhob sich nach Verlesung der Anklage Wladika Petrowitsch Hjelosch und sprach etwa wie folgt: „Ein nichtswürdiger Vurche hat mich verleumdet, daß ich einen Hammel gestohlen, und man hat zum Beweise mir gewissenlos das Hammelfell entwendet. Ich erkläre offen und laut: Ich habe den Hammel nicht gestohlen. Ich habe den Hammel meines Freundes überhaupt niemals gesehen, geschweige, daß ich ihn gestohlen und aufgezehrt hätte. Wie sollte ich auch meinen liebsten Freund bestehlen, sein Vertrauen so gröblich täuschen! Außerdem lag die Sache so: Ich hatte erfahren, daß jemand den Hammel meines Freundes zu stehlen beabsichtigte. Da hielt ich es für eine Pflicht der Freundschaft, ihn vor diesem Schaden zu bewahren. Ich nahm den Hammel vorläufig in mein Haus, so war er vor den Nachstellungen des Diebes gerettet. Endlich erkläre ich noch, daß es eine Ehrensache jedes redlichen Staatsbürgers ist, sparsam zu sein, seine Schulden zu machen, Hammel sind aber für mich Armen unbezahlbar teuer, und so ah ich den Hammel, den ich umsonst erlangt hatte. So handelte ich, ein Ritter ohne Schuld und Fehle, ein kernhafter Sohn Montenegros. Während ich aber dergleichen tugendhaft verfuhr, haben meine Ankläger sich der schlimmsten Mißthat schuldig gemacht. Der Glende ist ja leider nicht zu ermitteln gewesen, der mir das Fell verbrecherisch gestohlen hat. Muß dieser schamlose Schuft aber auch deshalb straflos bleiben, so ist noch schlimmer als der Dieb der Fehler, der ein auf solche Weise gestohlenen Gut gegen mich zur Anklage zu verwenden wagt. Ich lehne die Anklage wider meinen Feind. Der größte Lump ist der Fehler des Hammelfells. Ihn müssen wir zur Verantwortung ziehen.“

Damit spuckte Petrowitsch enttäuscht vor dem Staatsanwalt aus und setzte sich unter dem tosenden Beifall des Publikums auf seinen Platz.

Die Zeugen wurden aufgerufen:

Der erste erklärte: Bei Gott, Petrowitsch ist unschuldig. Er hat die Wahrheit gesagt. Hier giebt es nur zwei Schurken, der leider unbekante Dieb des Felles und der noch schlimmere Fehler. Damit spuckte er vor dem Staatsanwalt heftig aus.

Der zweite beschwor: Niemals hat der Himmel eine größere Gemeinheit gesehen, wie diesen Versuch, mittelst eines unsam gestohlenen Felles einen Ehrenmann ins Unglück zu stürzen. Der Dieb ist nicht zu ermitteln. Aber den Fehler haben wir. Ihn treffe die Schärfe des Gesetzes.

Damit spuckte er vor dem Staatsanwalt heftig aus.

Der dritte sagte aus: Wie können wir noch in Ruhe unree Hammel essen, wenn wir nicht sicher sind, daß uns das Fell gestohlen wird, um darauf eine falsche Anklage zu begründen! Psni über den Fehler, der mit solchen Mitteln ehrlche Rente verleumdet!

Damit spuckte er vor dem Staatsanwalt heftig aus.

Der vierte sprach: Ich sehe hier nur einen Mißthäter — das ist der Fehler des gestohlenen Hammelfells. Nieder mit ihm! Damit spuckte er vor dem Staatsanwalt heftig aus.

Der fünfte deklamierte mit gerispter Stimme: Es ist wahrlich ein Zeichen von der Zeiten Sämach, daß es so tief gesunkene Menschen giebt, die sich nicht scheuen, Hammelfelle stehlen zu lassen, um den Unschuldigen aller Erblichen zu verfolgen.

Damit spuckte er vor dem Staatsanwalt heftig aus.

Der sechste schrie nur aus heiserer Kehle: Psni! und spuckte vor dem Staatsanwalt seine ganze Galle aus.

Das Jengenverhör war beendet.

Jetzt richtete sich der Staatsanwalt stolz und zornig auf und begann zu sprechen: „Man fälscht hier die Wahrheit. Nicht handelt es sich um das gestohlene Hammelfell, sondern um den gestohlenen Hammel. Das Fell ist nur das notwendige Beweismittel, um den Schuldigen des Hammelbiefstahls zu überführen. Der Mann, der mir das Fell brachte, hat sich ein hohes Verdienst um den Staat, um Recht und Gesetz erworben. Das Fell zeugt untrümbbar wider den Hammelbief. Also halte ich meine Anklage in vollem Umfange aufrecht: Wladika Petrowitsch Hjelosch ist überführt des Diebstahls eines Hammels.“

Weiter konnte der Staatsanwalt nicht reden. Die Menge im Saal brach in ein fürchtbares Toben aus. Tausende Menschen schrien zugleich: Fehler, Fehler, Fehler!

Dann stürzte sich die Menge auf den Staatsanwalt, und das eingeschüchterte Gericht konnte nichts anderes thun, als in rasch geändertem Verfahren den Staatsanwalt wegen Hehlerei eines gestohlenen Hammelfells zu verurteilen.

Wladika Petrowitsch Hjelosch verließ im Triumph den Saal.

Aus seinem Gefängnis petitionierte der Staatsanwalt an das Parlament. Vergebens! Das Parlament ging einstimmig über die Petition zur Tagesordnung über: Eine Person, die sich eines offenkundig gestohlenen Hammelfelles bediene, um den Diebstahl eines Hammels festzustellen, verdiene keine Milde. . .

Das ist meine montenegrinische Geschichte. Ich füge erläuternd hinzu, daß sie keine Moral hat. — J o c.

eg. Die schwere Last. Auf dem letzten Absatz blieb sie noch einmal stehen und rang nach Atem. Ihre kleine gebückte Gestalt brach fast zusammen unter der schweren, hochgelärmten Kiepe. Sie griff nach dem Geländer, als brauchte sie einen Halt, aber der Billeter schrie sie an: „Na man rasch, rasch! Wie lange wollen Sie'n stehen und 'n Weg versperrern?“ Da fuhr sie zusammen, gab der Kiepe einen Ruck und stieg die Treppe hinauf. Hastig, mit kleinen Trippelschritten eilte sie über den Perron nach der nächsten Bank. Da ließ sie die Kiepe mit einem Seufzer vom Rücken gleiten und stellte sich daneben. Zu setzen wagte sie sich offenbar nicht, es sahen auch so viel feine Damen auf der Bank. „Sie“ war ein kleines altes Banernweibchen, dicht an die sechzig, vielleicht auch schon drüber. Die Haut gelb wie Pergament, voll tiefer Runzeln; Sonne und Wind hatten ihre Runen hineingegraben. Unter dem bunt geblühten Kopftuch sah nur spärliches Haar hervor. Sie seufzte noch einmal aus tiefster Brust und rieb die Hände, beim Halten der dicken Kiepenbänder waren sie ihr ganz erkrankt.

Die feinen Damen betrachteten sie voll Neugierde. Sie hatte so etwas anderes, als die Menschen, die man hier alle Tage sah. Sie kam offenbar weit her, das bunte Kopftuch, die weite Jacke, der tief gefaltete kurze Rock verrieten noch ein Stückchen Volks-tracht. Die junge Frau mit dem kleinen Knaben sagte: „Ach lieber Gott, solche schwere Kiepe!“ Man hörte es aber ihrer Stimme an, daß sie mehr aus Neugierde, als aus Teilnahme anzuknüpfen suchte. Die Alte schien das nicht zu empfinden, sie lächelte beinahe erfreut: „Dat soll woll sim.“ Mit der Redseligkeit der Landleute fing sie gleich an zu erzählen. „Dun de Halle lam id raff, is bannig schwer det all, joa! joa!“

Die Dame lächelte gleichfalls; die originelle Sprache amüsierte sie: „Haben wohl tüchtig eingelauft, Mutterchen, was? Ja, dann hat man zu tragen!“

Die Alte nickte: „Zuköpt, joa, joa!“ Sie hob das rosa Tuch, das über die Kiepe gedeckt war, ein wenig hoch; es lagen viele Pakete darin, zwischen leeren Marktförben und einer Holztonne allerhand Zeugrollen, eine Puppenwiege und ein Stoß Teller, aus einer schweren Rolle stieg ein pilanter Duft, es waren offenbar feine Wäste darin.

Die andern schauten auch, der Herr sagte: „Des is ja 'n janzes Warenlager, Mutterken, da woll'n Se wohl Hochzeit feiern in Vnglehude?“

Die Alte verstand den Spott kaum. Glücklich plapprig erzählte sie weiter: „Zuköpt, joa allens inköpt fors Schloß, blos dat, dat, dat Tellerzeigs, dat is for Pastorich und dat, dat fors kleine Frösen.“ Sie hob das Puppenbett an: „for Enspeters Kleenet Frösen.“

„Sie sind wohl Votensfrau?“ fragte die Dame.

Die Alte sah sie einen Moment verständnislos an; dann schien sie zu begreifen. Sie schüttelte lebhaft den Kopf: „No, no, nich dat sien. No, dat is mau, dat id all Somabend nach der Halle fahre, zu mein Döchter Kränter bringen, um dat id dann mitbringen muß, um de Fru heit uffzriebien um de Pastorich, um dem Löp id dat in.“

„Aber schwer zu tragen haben Sie,“ meinte eine Dame. „Ist Ihnen denn das nicht zu schwer?“ Die Alte warf einen nachdenklichen Blick auf die Kiepe: „Nu joa, dat soll woll sien! Abersch nee und da heraus, da hebb id noch zu loosen eene ganze jute Stunde über die Heede.“

„Mit der großen Kiepe?“ Die Dame schlug die Hände zusammen.

Die Alte seufzte: „Joa, um manichmal da is datt, so naß, um man kann nich voranf vor oll Rodder, um der Wind plüschtert een all jead ins Fesichte.“ Sie nickte vor sich hin.

„Daß Sie das noch so können, Mutterchen!“ bewunderte die junge Frau. „Hergott — solche schwere Kiepe, und die schleppt sie einfach auf'n Rücken. Wenn ich mal bloß drei Pfund Fleisch nach Hause tragen soll, thut mir der Arm schon weh!“

„Nein das könnte ich auch nicht,“ stimmte eine andre bei, „so schwere Lasten ist unseins gar nicht gewöhnt!“

Die Alte nickte: „Joa, joa, die feinen Frösen, die hebbien nich Kraft nich, und wenn je wat heben, denn fallen's schon um. Und unfer Frösen von't Schloß, de is so schwat, de dragt nich 'n Stuhl nich — von's Schloß in'n Garten.“

Es trat eine Pause ein.

Der Herr fing zuerst wieder an: „Na Mutterchen, da kriegt Ihr wohl aber'n Heidengeld? Was bringt denn so jede Fahrt nach Döhlir?“ Vom Schloß 'n Dahler, von Pastorich 'n Dahler, was?“

Aber sie fiel ihm rasch ins Wort: „Ach ja, 'n Dahler! Um de Pastorich hält man bloß'n Dopp Kaffee warm und de Fru giebt 'n Bütschschienstüch und 'ne Stulle für zu Hause.“

„Dafür würde ich's nicht machen,“ sagte die junge Frau.

„Nu joa, ich bring doch bloß mit, weil ich all Somabendsch nach de Halle fahr.“ Die Alte schen die Empörung der andren nicht zu begreifen. „Ach anseh, da kimmt er!“ Sie wies auf den Jng, der eben hereinbrante. Mit einem raschen Ruck riß sie die Kiepe auf den Rücken und haktete nach der vierten Klasse, die auf der Bank sahen ihr nach: „Sie ist ganz krumm gezogen,“ sagte die junge Frau. „Eigentlich ist es ein Skandal: Fünf Groschen 'n Topf Kaffee und 'n Butterbrot, und dafür läßt die Gesellschaft das alte Mutterchen sich pudeln.“

„Ich versteh' nur nicht, wie sie es aushält,“ meinte das „feine Frölen“. Ueberhaupt diese gewöhnlichen Leute, was die so für Lasten schleppen, das ist unglücklich!“
„Gott, Kindchen!“ Der Herr, der offenbar zu ihr gehörte, warf ihr einen mitleidigen Blick zu: „Gott, Kindchen, diese gewöhnlichen Leute, die sind doch auch nicht wie unsereins. Sieh mal, die sind das Lastentragen schon von Kindheit an gewöhnt!“ —

k. Ein chinesisches Nichts. In der „Revue Blanche“ macht Alexandre Ular auf die überraschende Ähnlichkeit der Gedankenwelt eines alten Chinesen mit denen Nietzsches aufmerksam. Es war Lao-Tse; wenigstens hatte man ihm diesen Spitznamen, der „das alte Kind“ bedeutet, gegeben — ein hübscher Name für einen Philosophen. Er war der Lehrer Konfuzius' und ein so tiefer Metaphysiker, das selbst Konfuzius ihn nur halb verstand. Er schrieb ungefähr zur Zeit der ersten griechischen Philosophen. Sogar der Ton, in dem der alte chinesische Philosoph seine Gedanken auszudrücken pflegte, erinnert an Nietzsches. Lao-Tse spricht mit feierlichem Stolz, liebt prächtige Bilder und ist nicht ohne eine gewisse überlegene Ironie. Bei ihm findet sich dieselbe Unterscheidung zwischen „autonomen und Herdenmenschen“, dieselbe Vorstellung des Uebermenschen, des Vollkommenen, der sagt: „Ich bin anders als die ganze Welt; aber ich bin ich“, und der seinen ganzen geistigen Stolz darin setzt, seine Individualität als ein Absolutes hinzustellen usw. Uebrigens hatte Lao-Tse auch Schüler, ein wenig mehr sogar als nötig. Die entlegenen Anspielungen, die Majestät des Tones, die vielfarbige Pracht des Ausdrucks, der individualistische Radikalismus in dem Ausdruck von Gedanken, die nur für Auserlesene Sinn haben, alles das mußte die Neugier derer erregen, die am Rande der konfuzianischen Gesellschaft lebten, und unter dem Schein, sich den Vorschriften dieser ehrwürdigen, aber unverstandenen Lehre anzupassen, bildete sich eine ungeheure Gruppe von „Laotistten“, schelmsüchtige, deklassierte Individuen, die Schurkerei für Macht, Egoismus für Ueberlegenheit, die Magie für Klugheit und die Macht, Raive zu täuschen, für Größe hielten. Auch diese Schüler von mittelmäßiger Intelligenz, die eine Lehre ihrer Bequemlichkeit gemäß verunstalteten, um ihren eigenen Egoismus gutzuheißen, ihre Instinkte zu rechtfertigen, haben eine Ähnlichkeit mit gewissen „Nietzscheanern“, wie sie heutzutage wohl zu beobachten sind. —

Litterarisches.

—n. Knut Hamsun: „Sklaben der Liebe.“ Novellen. München. Albert Langen. — Die sechs Novellen des Buches sind sehr ungleich geschrieben, doch zeichnen sich alle durch jenen scharfen, oft roh wirkenden Humor aus, der Hamsuns Schriften eigen ist. Am schwächsten ist die Eingangsnovelle, deren Titel auf die ganze Sammlung übertragen ist; sie ist stark gekünstelt und enthält viele unzulässige Situationen. Ähnlich ist die zweite Novelle „Der Sohn der Sonne“. Die beste Arbeit dürfte die Prairiegeschichte „Zachäus“ sein: ein tragikomisches Intriguenpiel zwischen dem Koch einer Farm und Zachäus, einem alten, halbblinden Arbeiter. Beide stehen einander wie zwei Kampfahne gegenüber, stets bereit, einen Streit vom Zaune zu brechen. Der Koch besitzt eine Bibliothek, d. h. ein halbersehtes Gesangbuch und ein vergilbtes Zeitungsblatt von Anno Tobak. Zachäus aber ist ein eifriger Leser. Wo er nur irgend kann, bemächtigt er sich eines Teiles der Bibliothek seines Gegners, der ihm dafür bei Gelegenheit wieder einen Schabernack spielt. Die gegenseitigen Sticheleien steigern sich mehr und mehr und nehmen einen immer ernstere Charakter an. Das Ende ist, daß Zachäus seinen Feind, den Koch, tötet. Trotz verschiedener, widerwärtiger Episoden ist doch alles bis ins kleinste hinein mit einem so feim abgetöntem, über den Dingen stehenden Humor erzählt, daß man selbst einzelne Schroffheiten mit in den Kauf nimmt. Erstier gehalten ist die Spielergeschichte „Vater und Sohn“; grotesk wirkt „Ueber das Meer“, eine prächtige Schilderung seekrankter Zwischendecks-Passagiere; im „Erzshelm“ schließlich zeichnet Hamsun einen Menschen, der mit sich selbst und der ganzen Welt fertig ist und dem nichts weiter als ein heißer Chiuismus, als ein lautes Lachen über die Wunderlichkeiten des Lebens geblieben ist. —

Aus dem Tierreiche.

en. Ein seltener Fisch ist kürzlich in einem Heringsnetz an der Südküste von England gefangen und der Sammlung des großen Londoner Naturwissenschaftlichen Museums einverleibt worden. In den europäischen Gewässern ist sein Vorkommen überhaupt selten, obgleich er an sich zu den Verhältnissen unter der Bevölkerung der Meere gezählt werden kann. Es war ein sogenannter Angler oder Meerentel, ein Fisch von sehr beträchtlicher Größe und einem massigen, rochenähnlichen Bau. Den Namen Meerentel hat er von dem alten deutschen Naturforscher Gesner erhalten, der ihn als einen „sonder scheinlich, häßlichen Fisch“ bezeichnete. Der andre Name Angler bringt uns aber erst auf die eigentlich merkwürdige Eigenschaft des Fisches. Er besitzt nämlich vorn auf der Oberseite des Kopfes in der Nähe der Oberlippe einen langen Auswuchs, den man mit einer Angel vergleichen kann. Sie hat das Aussehen eines langen steifen Fadens, der an der Spitze umgebogen ist und einen troddelartigen Anhang trägt. Mit dieser Troddel spielt das

Ungeflüm nun dauernd vor seinem geöffneten Maul hin und her und wartet, bis kleine Fische oder andre Wasserbewohner aus Neugier zu dem sonderbar hin und her pendelnden Ding hinschwimmen. Die List gelingt meist so vollkommen, daß der Fisch sein Maul einfach zu schließen braucht, um seine Beute darin gefangen zu halten. Damit ihm selbst kleinere Lebewesen nicht mehr zwischen den Zähnen hindurch entweichen können, sind die Zahnlücken mit einer besonderen Verbindung verschlossen. Alles, was in das Maul des Fischriesen gerät, ist also unrettbar eingesperrt. Nur zuweilen mag es einem Opfer gelingen, der Gefährlichkeit des Räubers zu entkommen. So ist einmal ein Meerentel gefangen worden, aus dessen Kiemenöffnung ein Meeraal mit der Hälfte seines Leibes herausragte. Augenscheinlich war auch dieser Fisch von dem Teufel erangelt worden, aber er hatte sich so lange gestraubt, bis er die Kiemenöffnung gefunden hatte, in die er sich nun sicherlich zum größten Unbehagen des Anglers hindurchzwängte. Das Dazwischenkommen des menschlichen Anglers machte dann beiden Kämpfenden ein Ende. —

Technisches.

so. Eine technische Kuriosität. Eine der größten Brücken der Welt ist bekanntlich diejenige über den Firth of Forth in Schottland. Um den eisernen Riesenbau vor dem Einfluß der Bitterung zu schützen, muß das Eisenwerk selbstverständlich dauernd mit einem Anstrich versehen sein. Die Wochenchrift „Englisch Mechanik“ macht nun darauf aufmerksam, daß diese Arbeit an der Forth-Brücke überhaupt niemals ein Ende nimmt. Seit 11 Jahren, seitdem die Brücke fertig geworden ist, wird ununterbrochen daran gemalt. Es sind an diesen Arbeiten 35 Leute beschäftigt. Sie begannen mit dem Anstrich an dem südlichen Ende der Brücke und haben Tag für Tag fortgearbeitet, mit Ausnahme der Sonntage und der Tage mit ungewöhnlich stürmischer Bitterung. Da die Brücke aus zwei Hauptbögen von 513 Metern und zwei Uferbögen von 210 Metern besteht, so dauerte die Arbeit volle 3 Jahre, bis die Arbeiter am nördlichsten Ende angelangt waren. Die Haltbarkeit der Anstrichfarbe kam aber nur auf 36 Monate veranschlagt werden. Daraus folgt, daß die Arbeiten an dem einen Ende sofort von neuem beginnen müssen, wenn sie am andren Ende aufgehört haben. Jetzt erhält das ungeheure Bauwerk bereits den vierten Anstrich. Um den Malern die Möglichkeit zu geben, ohne zu große Mühe zu jedem Teil des Eisenwerkes der Brücke zu gelangen, hat der mit der Aufsicht der Brücke beauftragte Ingenieur ein besonderes System von Leitern und Aufzügen mit Dampftrieb herstellen lassen. —

Humoristisches.

— Erkennungszeichen. Fremder (zu einem Bauernhufen): „Du, kleiner, kam ich Deinen Vater sprechen?“
Bub': „Ja, der is' hint' im Stall bei die Säul!“
Fremder: „Führ' mich zu ihm — ich kenne Deinen Vater nicht!“
Bub': „O mein, den leuma S' glei! Der 'n Hut auf' hat — der is'!“ —
Verkannte Ethik. Sie (aus der Zeitung vorlesend): „Siehst Du, Franz, da steht ein begeisterter Artikel über die Gründung des Vereins für sociale Ethik; wenn ich ein Mann wär, dem würde ich beitreten!“
Er: „Jawohl, die Sprich' kenn' ich schon! Und falls ich beitreten thät', wär's Dir auch gleich wieder nicht recht, wenn's dort a Spanferkelessen gebet oder a' maslierte Kneip' oder a' Strohhlegelschreib'n oder sonst 'was Derartiges!“ —
— Rührender Abschied. Fremder, der in ein miserables Hotel geraten ist, läßt bei seiner Abreise den Wirt kommen. Er umarmt diesen, schluchzt und ringt nach Worten.
Wirt: „Aber, mein Herr, beruhigen Sie sich doch — was haben Sie denn auf dem Herzen?“
Gast: „Ach — wir sehen uns niemals wieder!“ —
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Eine große Helmholtz-Biographie wird von dem Mathematiker Professor Dr. Leo Königsberger in Heidelberg vorbereitet. —
— Ueber eine Million Abonnenten haben jetzt zwei Pariser Blätter: „Petit Parisien“ und „Petit Journal“. —
— Das Schiller-Theater bringt am 18. November Rudolf Lothars Maskenspiel „König Harlekin“ zur Aufführung. —
— Sudermanns neues Stück „Es lebe das Leben“ hatte trotz glänzender Darstellung im Wiener Burgtheater keinen rechten Erfolg. —
— Geraldine Farrar ist von der nächsten Spielzeit an auf fünf Jahre für das Opernhaus engagiert worden. —
— Das Opernhaus bereitet einen Verdi-Cyklus mit einem italienischen Ensemble vor; nur eine einzige Oper, „Falstaff“, wird deutsch gesungen werden. —
Druck und Verlag von Max Bading in Berlin.